

Hannoversches Sonntagsblatt

Volksblatt für Innere Mission.



„Dieser Krieg bessert unser Volk“ – Die evangelische Kirche im 1. Weltkrieg

Ulfried Weißer (Hg.)

Ulfried Weißer (Hg.)

„Dieser Krieg bessert unser Volk“ – Die evangelische Kirche im 1. Weltkrieg

Ulfried Weißer (Hg.)

„Dieser Krieg bessert unser Volk“ – Die evangelische Kirche im 1. Weltkrieg

Auszüge aus dem
Hannoverschen Sonntagsblatt 1915 und 1916

Umschlagabbildung: Jesus als gütiger Hirte, ein in der Neujahrsnummer 1916
des Sonntagsblatts verwendetes Motiv.

ISBN 978-3-7329-1043-4

ISBN E-Book 978-3-7329-8883-9

ISSN 1860-1960

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2024. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

„Wir brauchen schwer errungenen Sieg. Er erst läutert ein Volk.“

Generaloberst von Woysch

Hannoversches Sonntagsblatt, 28. Februar 1915

Inhaltsverzeichnis

Einleitung:

Die erhoffte sittlich-religiöse Wiedergeburt des deutschen Volkes – ein letztes Aufbäumen christlicher Sinnvermittlung	9
---	----------

Auszüge aus dem Hannoverschen Sonntagsblatt	25
--	-----------

Zum neuen Jahre	25
-----------------------	----

Gedichte	26
----------------	----

I. Quartal 1915: Wir danken Gott, daß er uns diesen Krieg geschickt hat	68
--	----

II. Quartal 1915: Auch die Kriegszeit hat ihren Segen	80
--	----

III. Quartal 1915: Das Verbot, die Kriegsziele zu erörtern	100
---	-----

IV. Quartal 1915: Reif zum Siege?	123
--	-----

I. Quartal 1916: Erst muß das Neue reifen	151
---	-----

II. Quartal 1916: Unsere Gegner müssen noch härter gezüchtigt werden	186
---	-----

III. Quartal 1916: Die Weißen sind doch die Wilden	212
---	-----

IV. Quartal 1916: Der Jerusalemverein rüstet sich für Gottes Stunde	227
--	-----

Bibelworte: Gott wird unsere Feinde niedertreten	239
--	-----

Todesanzeigen für Gefallene und eine Geburtsanzeige	244
---	-----

Einleitung: Die erhoffte sittlich-religiöse Wiedergeburt des deutschen Volkes – ein letztes Aufbäumen christlicher Sinnvermittlung

Es ist etwas Anderes, ein heutiges kluges Buch über den Ersten Weltkrieg zu lesen oder aber zwei leicht vergilbte Zeitungsjahrgänge von 1915 und 1916 eines evangelischen Kirchenblatts in Händen zu halten. In einem rückblickenden heutigen Buch werden zusammenfassend die damaligen militärischen Abläufe und die politischen Hintergründe geschildert, im Kirchenblatt hingegen werden authentisch die Hoffnungen und Gefühle der Menschen im zweiten und dritten Kriegsjahr sichtbar, und zwar in einem Sonntagsblatt im wöchentlichen Rhythmus auf die Gefühlslage einer bürgerlichen Gesellschaft abgestimmt. Die Landeskirche sieht sich in der Pflicht der Inneren Mission, das Volk wieder zu Gott hinzuführen.

Offensichtlich hat seinerzeit niemand daran gedacht, dass diese Texte 110 Jahre später als geschichtliches Quellenmaterial verwandt werden könnten. Für den heutigen Leser ist kaum fassbar, wie die Kirche damals argumentierte. Zum Beispiel machte sie sich 1915, als der Krieg sich im verlustreichen Stellungskrieg verfestigt hatte, die allgemeine Friedenssehnsucht nur mit großen Vorbehalten zu eigen. Gott habe dem deutschen Volk diesen Krieg als Schule der Opferbereitschaft und Selbstzucht auferlegt, und aus dieser Schule dürfe das Volk nicht vorzeitig davonlaufen.

Durch solche Rede verleugnete die Kirche die schlichte Tatsache, dass ein Krieg nicht einfach ausbricht wie ein Unwetter, sondern durch bestimmte Sprechakte wie die Kriegserklärung und den Mobilmachungsbefehl begonnen wird und dass bestimmte Personen, so etwa der Kaiser und die Regierung, für diese Befehle und deren Wirkung die Verantwortung tragen. Dies konnte die Kirche nicht zugeben, weil sie auf ein obrigkeitliches Denken und ein Gehorchen der Untertanen fixiert war. Der Kaiser, der sein Amt angeblich

Von Gottes Gnaden ausübte, wurde unmittelbar mit Gott identifiziert, konnte also nicht irren und nicht schuldig werden. Eine kritische Debatte über sein womöglich verhängnisvolles Handeln konnte und durfte es nicht geben; er war sakrosankt. Eine solche Debatte hätte womöglich die gesamte hierarchische gesellschaftliche Ordnung gefährdet.

Stattdessen wird der Krieg als Akt göttlicher Weisheit imaginiert und den gläubigen Christen vorgestellt. In der Wochenzeitung *Hannoversches Sonntagsblatt* als dem quasi-amtlichen Mitteilungsblatt der Evangelischen Landeskirche wird dem jahrelangen mörderischen Geschehen des Krieges ein Sinn unterlegt, so wie er seinerzeit gesehen wurde und namens der Kirche gesehen werden sollte. Eine solche sinnstiftende Agentur ist für den Menschen unentbehrlich wegen seiner Kontingenz-Intoleranz, will sagen: weil es kaum auszuhalten wäre, das eigene Leben mit seinen wechselvollen, glücklichen und schmerzenden Ereignissen als bloße Kette von Zufällen zu betrachten. Dann gäbe es etwa beim Kriegstod des Ehemannes oder Sohnes keinen Trost, sondern es drohte ein Absturz in bloße Resignation.

Hiergegen verweist die Kirche auf die Ostergeschichte im Ersten Brief des Paulus an die Korinther, Kapitel 15, Vers 12 ff. Christus hat uns erlöst, indem er alle unsere Sünden auf sich genommen hat und hierfür gestorben ist. Aber er ist auferstanden, ist jetzt in Gott und geht damit uns allen voran, die von Sünden frei ebenfalls zu Gott gehen. Wäre er nicht auferstanden, so wäre unser Leben und unser Glaube nichtig. Der im Schützengraben Gefallene ist also nicht nur für das Vaterland gestorben, sondern er ist jetzt in Gott, der ihn zu sich genommen hat. Er ist in der Seligkeit.

Dabei ist für den heutigen Leser des Hannoverschen Sonntagsblatts von Ostern 1915 schwer zu unterscheiden, wieweit die dortigen erhebenden Texte bigott, nur heuchlerisch fromm, waren oder aber wirklich geglaubt wurden. So ebendieses, dass der Tod des im Schützengraben gefallenen Sohnes nicht nur Anlass zur Trauer sei, sondern auch zum Dank, weil der als Held für das Vaterland gefallene Soldat sogleich in die himmlische Seligkeit aufgenommen und dort mit seinen Lieben vereint werde, die ihm vorangegangen waren, und er es in der Seligkeit sehr viel besser habe als wir, die wir uns hier auf Erden immer noch mit allerlei Sorgen herumzuplagen haben. Wurde dergleichen wirklich ernsthaft geglaubt? Oder waren dies frömmelnde Redensarten? Die von den

Familien der Gefallenen geschalteten Todesanzeigen, also private Initiativen, deuten sämtlich in die Richtung *trauernd, doch gottergeben* oder *Was Gott tut, das ist wohlgetan*. Dies wurde anscheinend wirklich geglaubt und ebenso, dass der Gefallene jetzt seinen Lieben in die Seligkeit vorangegangen sei und sie ihn dort wiedersehen würden.

Die Kontingenz-Intoleranz, nämlich dass das Leben nicht eine bloße Kette von unberechenbaren Zufällen sein könne, gilt in gleicher Weise für das Schicksal des Landes, der Nation. Hier hat die Geschichtsphilosophie zahlreiche kluge Theorien entwickelt, die darauf hinauslaufen, dass das Ganze entweder aufsteigend oder absteigend oder im kreisenden Rhythmus zu verstehen sei. Gern wird so getan, als hätte sich das Spätere aus dem Vorhergehenden vorhersehbar entwickelt. Wenn dies so wäre, so könnten wir die Geschichte der kommenden Jahrzehnte vorhersagen, wovon gar keine Rede sein kann. Vielmehr ist die Geschichte offen, gerade auch für Zufälle aller Art. Jeder Journalist weiß, dass sich immerzu etwas ereignet, womit niemand gerechnet hat.

Die tröstende und erklärende Kraft des christlichen Glaubens und der diversen Theorien, dass weder das einzelne Menschenleben noch das Leben der Nation aus einer bloßen sinnlosen Kette von Zufällen bestehen könne, hat allerdings im Laufe des 20. Jahrhunderts schrittweise abgenommen. Zum Beispiel meint wohl kaum jemand, auch der Zweite Weltkrieg habe einen guten Sinn gehabt oder sei von Gott verhängt worden. Dieser dem ersten nachfolgende zweite Krieg gilt eher als durch einen Wahn ausgelöstes Massenverbrechen, dessen Verursacher zur Verantwortung gezogen werden mussten.

Durch den Roman *L'Étranger* (Der Fremde) von Albert Camus 1942 wurde in existenzialistischer Sicht deutlich, dass es keine äußere sinngebende Instanz gibt, sondern unser Leben absurd sei. Es bleibt jedem einzelnen Menschen überlassen, seinem Leben einen Sinn zu geben. Die Ratgeber-Literatur geht heute gewöhnlich nach dem Motto vor: *Überlegen Sie in Ruhe, was Sie wirklich wollen und was gut für Sie ist. Dies nehmen Sie in Angriff, egal, was andere Leute dazu sagen*. Es wird also nicht auf erhabene Werte und schon gar nicht mehr auf die Kirche verwiesen. In der freiheitlichen säkularisierten Gesellschaft darf, kann und muss jeder Einzelne der Autor seines Lebens sein.

- Die Absicht der Kirche ging im Ersten Weltkrieg dahin, die damals bereits anscheinend unaufhaltsam abnehmende sinnstiftende Wirkung der christlichen Religion neu zu beleben. Hierzu bot eine Zeit der Todesangst und der vielen Todesfälle, wenn im blindwütigen Chaos des tagelangen Trommelfeuers in den Schützengräben nach Trost gesucht wurde, eine gute Gelegenheit, die ausgenutzt werden sollte. Dabei ging es der Kirche vor allem um Hausandachten und Tischgebete, also um den privaten häuslichen Bereich und dort um die Sittlichkeit, vor allem um den Kampf gegen Unzucht und Trunksucht. Mit der im Zuge der Industrialisierung rasch gewachsenen Arbeiterschaft, inzwischen Mehrheit der Bevölkerung, wussten Kaiser und Kirche nichts Rechtes anzufangen. Sie wird im Sonntagsblatt nur ganz am Rande erwähnt, und zwar in dem Zusammenhang mit der schlimmen Wohnungssituation. Dabei handele es sich um eine sozialpolitische Frage, deren sich die Kirche aber trotzdem (!?) annehmen müsse.

Wir erleben hier eine Spätphase der Aristokratie und der mit ihr engstens verbundenen evangelischen Kirche. Ebenso wie der Staat war auch die Kirche ganz auf die Person des Kaisers ausgerichtet. Über ihn werden im evangelischen Sonntagsblatt wenig glaubwürdige glorifizierende Geschichten in Umlauf gesetzt, beispielsweise, dass der Kaiser im Lazarett am Bett eines sterbenden Soldaten auf die Kniee gefallen sei und laut gebetet habe.

Zur Titulatur des Kaisers gehörte „von Gottes Gnaden“, oft nur noch abgekürzt vGG. In Kirche und Bürgertum wurde davon ausgegangen, dass der Kaiser unmittelbar von Gott ins Amt gesetzt worden sei. Der Kaiser war nicht so klug wie seine Vettern in England, sich auf repräsentative Aufgaben zurückzuziehen. Der deutsche Reichskanzler wurde nicht etwa vom Reichstag gewählt, sondern allein vom Kaiser aus der heimischen Aristokratie ausgewählt und galt lediglich als des Kaisers Ratgeber. Niemand kam auf den Gedanken, dass eine Demokratisierung überfällig sei und dass hierbei das Millionenhier der Industriearbeiter einzubeziehen sei. Es gab für den Kaiser also aus heutiger Sicht ein Defizit an Legitimation. Dies wurde aber in

Kirche und Bürgertum nirgendwo so gesehen. Vielmehr wurde die bereits 500-jährige Herrschaft der Hohenzollern gefeiert in der selbstverständlichen Annahme, dass nach dem triumphalen Sieg alles weitergehe wie bisher, nämlich mit der absoluten und unbeschränkten Macht einer vermeintlich gottgesandten Einzelperson. Dem Volk wurde ein wörtlicher und sofortiger Gehorsam empfohlen, gegenüber Gott ebenso wie gegenüber der Obrigkeit. Diese beiden wurden ohne Weiteres miteinander identifiziert. Der absolute Gehorsam war Pflicht, gerade auch bei unverständenen oder anscheinend sinnwidrigen Befehlen. Dieses autoritätsbezogene Denken wurde weniger Jahre später relativ zwanglos auf den Führer Adolf Hitler übertragen.

- Wilhelm II. gefiel sich in der Rolle des Alleinherrschers ähnlich wie sein Cousin Zar Nikolaus, mit dem er einen lebhaften Briefwechsel (Lieber Nicki, Dein Willy) pflegte. Durch die alleruntertänigste gläubige Verehrung des Kaisers geriet die Kirche in eine fatale ultrakonservative Position und verstand später in der Weimarer Republik nicht, weshalb in der Politik alles von den Wahlen, von dem gern als Pöbel verachteten gewöhnlichen ungebildeten Teil des Volkes, abhängen sollte.
- Im Zuge der Aufklärung war der Einfluss der Kirche geschwunden. Sie sah sich einer wachsenden Verweltlichung, einer Säkularisation, gegenüber. Die Menschen dachten eher in wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Kategorien als in theologischen. Daher versuchte die Kirche, in etwas verkrampft und nur noch taktisch auf Machterhalt zielender Weise, Gelände zurückzugewinnen. Immer wurde eine nicht näher definierte sittlich-religiöse Erneuerung angestrebt. Das wirkte etwas altjüngferlich: Als wenn der Mensch umso edler und gottgefälliger sei, je mehr er auf alle sinnlichen Freuden verzichtet und jegliches eigene Begehren unterdrückt.

Aus den beiden Jahrgängen 1915 und 1916 des Hannoverschen Sonntagsblatts wird, für den heutigen Leser überraschend, deutlich, dass der Erste Weltkrieg seinerzeit als sinnvoll und notwendig begrüßt wurde. Der hier als Motto dem Buch vorangestellte Gedanke des Generals von Woyrsch ging dahin, dass nur

ein schwer errungener (das heißt: mit hohen Verlusten verbundener) Sieg im Krieg geeignet sei, ein Volk zu läutern, das heißt von Schlacken und Verunreinigungen zu befreien und auf diese Weise zu reinigen. Dieser Gedanke ist heute nicht mehr nachvollziehbar, war seinerzeit aber zumal in gebildeten und in militärischen Kreisen weit verbreitet. Eingangs des Ersten Weltkriegs wurde immer wieder hoffnungsvoll erwartet, dass an die Stelle der vielen Gefallenen ein neues kraftvolleres Geschlecht erstehen möge – natürlich nach einem Sieg ähnlich wie im Krieg 1870/71 und nach einer triumphalen Heimkehr der eigenen Truppen. Der Deutsch-Französische Krieg hatte nur reichlich ein halbes Jahr gedauert, und ähnlich wurde auch 1914 erwartet, dass nach einigen Monaten alles entschieden sei.

Der Erste Weltkrieg wurde nicht etwa als Unglück, als Versagen der Politik oder gar als Verbrechen betrachtet, sondern als gerade noch rechtzeitig gekommen begrüßt, um das vermeintlich verweichlichte Volk zu erneuern und zu neuer Stärke zu führen.

Die anfängliche Zuversicht im Sinne eines baldigen siegreichen Ausgangs ließ in den folgenden Kriegsjahren des zähen Stellungskriegs deutlich nach. Der freudige Aufbruch vom August 1914 und die Siege im Westen in den ersten Monaten von 1915 waren ab Herbst des zweiten Kriegsjahres 1915 vergessen, als allmählich die Fronten erstarrten und Materialschlachten einsetzten, die im tagelangen Trommelfeuer der Artillerie zu hohen Verlusten, aber nur unbedeutenden Geländegewinnen führten. Im Schützengraben konnte niemand wissen, wen es als nächsten treffen würde, denn dies war rein zufällig. Diese Herrschaft des blinden Zufalls war äußerst belastend, wie Otto Dix in seinem Kriegstagebuch festhielt, worüber die Frankfurter Allgemeine am 22. November 1915 unter der Überschrift *Ein Geschoss, ein Mensch* berichtete. Am 22. April 1916 begann ein Gaskrieg, der teilweise eine Panik auslöste.

In der Hannoverschen Sonntagszeitung wird der Stimmungswandel deutlich: Im Jahrgang 1915 noch euphorisch vaterländisch, 1916 hingegen sehr verhalten, wie der Krieg sich quälend lang hinzog und keine Friedensverhandlungen in Sicht waren. Hier wird sogar, vorher undenkbar, ein Deserteur gesichtet: ohne Waffen, ohne Ehre, drückt er sich fern der Truppe in der Landschaft herum. Im Laufe des Jahres 1916 wird allmählich auch das gehobene Bürgertum

verbittert und verbiestert, schon wegen des anhaltenden Nahrungsmangels, des Hungerns und der Knappheit an notwendigen Gütern aller Art.

Gleichwohl wurde die Lage von der Obersten Heeresleitung immer wieder beschönigend dargestellt, bis am 29. September 1918 überraschend entgegen allen vorauslaufenden Verlautbarungen die aussichtslose tatsächliche Lage mitgeteilt wurde. Bis zum Schluss war immer ein glorreicher Sieg, was sonst, in Aussicht gestellt und fest erwartet worden. Das Volk fiel daher ins Bodenlose, als im November 1918 überraschend die Nachricht kam, der Krieg sei verloren.

Die national gesinnten Kreise konnten dies und den folgenden unnötig demütigenden Friedensvertrag keinesfalls akzeptieren, was mithilfe der späteren nationalsozialistischen Bewegung den Weg zu bereiten. Der Zweite Weltkrieg wurde von den Nationalsozialisten als unerledigte Aufgabe des Ersten betrachtet.

Das Sonntagsblatt und die evangelische Kirche waren im Ersten Weltkrieg national-konservativ gestimmt, aber der Rassenwahn und der Antisemitismus als die zentralen Ziele des späteren Nationalsozialismus kommen im Sonntagsblatt von 1915/16 nur am Rande vor. In einem Artikel *Was wir fordern müssen* wird vielmehr der Hoffnung Ausdruck gegeben, dass der Rassenhass bald vorüber sei. Die Erweichung der Rassengegensätze wird als Erfolg begrüßt. Unter den zahlreichen Völkerstämmen und – damals vermeintlich bestehenden – Rassen werden die Juden gar nicht genannt. Die russischen Pogrome werden nachdrücklich verurteilt. Die Juden und die Katholiken als die beiden anderen großen Konfessionen werden nur selten erwähnt. Der evangelischen Kirche geht es stattdessen immer um die Einheit des Volkes, nämlich die bestehenden Gegensätze und Vorbehalte zu überwinden. Nur einmal kommt im Hannoverschen Sonntagsblatt eine – hier nur unter großen Bedenken zitierte – wüste antisemitische Polemik des *Hannoverschen Komitees für evangel.-luth. Mission unter Israel* zu Wort. Es gehört zur historischen Wahrheit, dass dieser Schmutz in der evangelischen Kirche geduldet wurde. Tatsächlich war im gehobenen Bürgertum der Antisemitismus weit verbreitet, wie am Beispiel des berühmten Hofpredigers Adolf Stoecker deutlich wurde. Auf dieses Problem geht jedoch die evangelische Kirche nicht ein.

Die eingangs des Krieges gehegte Hoffnung, dieser werde das Volk läutern, bessern, reinigen und auf ein höheres Niveau heben, erwies sich als völlig rea-

litätsfremde Illusion. Diese Hoffnung wirkte sich aber bei Beginn des Kriegs in dem schlimmen Sinne aus, alle Ängste und Bedenken beiseite zu wischen und stattdessen frohgemut, siegessicher und vermeintlich für einen edlen Zweck zu starten.

Der Gedanke, ein großer verlustreicher Krieg könne das Volk läutern und bessern, war schon deshalb illusionär, weil jeder Krieg mit einer negativen Auslese verbunden ist: Eingangs melden sich die Idealisten, die nur das Wohl des Vaterlandes im Auge haben, als freiwillig und sinken im Feuer der Maschinengewehre dahin, wie es im Mythos von Langemarck verklärt wurde. Die Faulen und Trägen sowie alle, die nur auf ihr eigenes Wohl bedacht sind, lassen es hingegen sachte angehen und überleben. Außerdem gibt es im Binnenland im Krieg regelmäßig eine große Wirtschaftskrise, weil die männlichen Arbeitskräfte fehlen und die staatlichen Finanzen im Schwerpunkt durch den Krieg verbraucht werden. Hinzu kommen natürlich die vielen sinnlosen Zerstörungen.

Die schon damals vorliegende historische Erfahrung und der gedanklich naheliegende Schluss gehen tastsächlich nicht etwa dahin, dass ein glorreicher Sieg die Gesellschaft erneuere, sondern genau entgegengesetzt in die Richtung, dass ein gewonnener Krieg immer die jeweilige Regierung und gesamte gesellschaftliche Ordnung bestätigt, die alles richtig gemacht habe, ferner die konservativen bis reaktionären Kräfte und das Altbewährte stärkt, wie es nach dem Sieg von 1870/71 der Fall war. Eine Niederlage hingegen, wie Preußen in der Schlacht bei Jena und Auerstedt 1806, führt naheliegend zu einer Erklärungsnot der Verantwortlichen, einer Suche nach den Schuldigen, und öffnet den Weg für Reformen wie seinerzeit die preußischen Reformen, bei denen unter anderem die kommunale Selbstverwaltung eingeführt wurde, die noch heute (Artikel 28 des Grundgesetzes) zum Kernbestand der deutschen Verfassungsordnung gehört. Nur ein verlorener Krieg, nicht ein gewonnener, bewirkt einen Modernisierungsschub, wie später auch 1918 und 1945 zu erleben war.

Bei der nachfolgend in Auszügen ausgewerteten zeitgenössischen Quelle handelt es sich um einen voluminösen Zeitungsband mit den beiden Jahrgängen 1915 und 1916 des evangelischen Hannoverschen Sonntagsblattes. Anscheinend typisch für das damalige kirchliche Milieu ist eine grenzenlose politische Naivität. Der Krieg ist einfach ausgebrochen, eine gottgesandte Ka-

tastrophe wie Sturmflut oder Erdbeben, woran niemand Schuld hat, sondern die es einfach nur zu bewältigen gilt. Wenn überhaupt vom Anlass des Krieges die Rede ist, wird unterstellt, die in Ost und West benachbarten Länder hätten sich heimlich, heimtückisch, verabredet, Deutschland zu provozieren, ihm brennende Fackeln ans Haus geworfen, um ihm einen Krieg aufzunötigen, so dass das Land leider gezwungen gewesen sei, darauf angemessen zu reagieren. Niemand stellt die naheliegende Frage, aus welchen hoffentlich wohlabgewogenen Gründen die Reichsregierung entschieden habe, dass Deutschland in den österreichisch/serbischen Konflikt einsteigen solle. Wenn überhaupt die Reichsregierung erwähnt wird, dann in dem Sinne, dass jedermann auf deren weise Führung vertrauen könne.

Anlass des Krieges war 1914, dass der österreichische Thronfolger in Sarajewo von einem serbischen Nationalisten ermordet wurde. Österreich wollte daraufhin gegen Serbien vorgehen und suchte die Rückendeckung Deutschlands, weil damit gerechnet werden musste, dass das russisch-orthodoxe Serbien von Russland unterstützt werde. Der Kaiser und der Reichskanzler sagten Österreich ihre volle Unterstützung zu und stellten ihm einen Blankoscheck aus, wie es damals genannt wurde. Russland verband sich mit Frankreich. So war Deutschland beiderseits eingekreist. Hinzu kam England als Kriegsgegner. Die Entwicklung hin zu einem Weltkrieg war absehbar, als Österreich um Beistand bat. Deutschlands Kriegseintritt an seiner Seite war keineswegs notwendig, aber die Kaiser höchstselbst meinte, Serbien müsse ausgeschaltet werden. Niemand jedoch, und schon gar nicht im Evangelischen Sonntagsblatt, kam auf den naheliegenden Gedanken, diesem relativ einfachen Zusammenhang nachzuspüren oder dieses Thema zur Sprache zu bringen. Eine öffentliche Debatte um Kriegs Anlass und -ziele war untersagt, die sozialdemokratische Zeitung *Vorwärts!* aus diesem Grunde verboten.

- Die beiden Weltkriege werden heute gewöhnlich nicht vom Überschlag des Beginns, sondern stattdessen von ihrem katastrophalen Ende her gesehen. Die heutige Generation tut sich schwer, sich in die jetzt als ganz fremdartig empfundene Gedankenwelt der Zeitgenossen des Kriegsbeginns 1914 und der Jahre des Ersten Weltkriegs einzufühlen. Die ergiebige authentische Quelle hierzu bieten

die beiden hier komplett vorhandenen Jahrgänge 1915 und 1916 des *Hannoverschen Sonntagsblatts*, ab 1916 mit dem Titelzusatz *Volksblatt für Innere Mission*, erworben auf dem Flohmarkt in Cuxhaven. Als Impressum findet sich der Vermerk *Verlag und Eigentum: Evang. Verein, Hannover. Verantwortl. Schriftleiter: P. Dr. Lueder, Am Bokemahle 2. Druck und Geschäftsstelle: Schlütersche Buchdruckerei, Osterstr. 63.* Der diese Wochenzeitung herausgebende *Landesverein für Innere Mission – Ein evangelischer Verein* wurde am 17. Mai 1865 gegründet und gab ab 1868 das *Hannoversche Sonntagsblatt* heraus, zunächst mit 1.100 Lesern. Deren Anzahl steigerte sich auf 80.000, wie in der Weihnachtsausgabe 1916 gelegentlich des 50-jährigen Jubiläums berichtet wird. Der Landesverein für Innere Mission besteht bis heute (2024) und widmet sich diversen sozialen Aufgaben. Aus dem *Sonntagsblatt* wurde inzwischen die wöchentlich erscheinende *Evangelische Zeitung* mit einer Auflage von rund 15.000 Exemplaren. Das *Hannoversche Sonntagsblatt* befindet sich 1915 bereits im 48. Jahrgang und darf daher als damals alt etabliert gelten. Als Leserschaft wird ein gehobenes Bürgertum angesprochen, woraufhin auch die in den Todesanzeigen genannten Berufe und Ränge hindeuten, wenn es sich nicht gerade um einen erst 17-jährigen Primaner handelt. In den Anzeigen heißt es stereotyp, dass der innigst geliebte einzige Sohn, der Ehemann oder Vater den Heldentod für den Kaiser und unser geliebtes Vaterland gestorben sei. Oder eine Frau stellt beim Heldentod ihres Mannes erleichtert fest, dass sie sich vor ihren Freundinnen nicht mehr zu schämen braucht, weil diese den Mann schon ehrenvoll verloren hatten und sie selbst als einzige den ihren noch besaß. Kurz: Es war eine Freude und Ehre, das Leben hinzugeben für Kaiser und Vaterland.

Die weitschweifigen theologischen Erläuterungen zu den Sonntagen und den Feiertagen des Kirchenjahres sprechen für eine akademisch gebildete Leserschaft des *Sonntagsblatts*. Mehrmals und ausführlich wird leicht verkitscht geschildert, wie herzinnig im Schützengraben das Weihnachtsfest begangen wird. Erst viel später, 1928, wurde von Erich Maria Remarque (*Im Westen*

nichts Neues) ungeschönt geschildert, wie tödlich stumpfsinnig es im Kriege wirklich zugegangen war.

Ausgesucht klug dialektisch wird im Sonntagsblatt dahingehend philosophiert, dass zwar das Christentum eine Religion des Friedens und der Liebe sei, dass jetzt aber die Verteidigung des Vaterlandes in einem – angeblich – aufgezwungenen Krieg den Vorrang genieße. Bei einiger Suche finden sich auch passende Bibelworte, zum Beispiel in Psalm 108, Vers 14: *Mit Gott wollen wir Taten tun. Er wird unsere Feinde untertreten.* Bei Bedarf wird auf das Alte Testament zurückgegriffen, wo mehr von Krieg und Sieg die Rede ist als im Neuen. Für den heutigen Leser ist es unfassbar, wie noch die ärgsten Brutalitäten mit Gottes Segen versehen werden.

Immer wieder wird im Sonntagsblatt der Gedanke laut, dass das deutsche Volk am aktuellen Unglück des verlustreichen Krieges nicht ganz unschuldig oder dass dieser gar eine verdiente Strafe sei, nämlich weil sich das Volk in den vergangenen vier Jahrzehnten des Friedens, den Gründerjahren und Jahren eines wirtschaftlichen Aufschwungs, allzu sehr auf materielle Güter, auf Geld und Konsum, auf Luxus, Genuss und zeitliche Freuden oder auf den Ehrgeiz eines persönlichen Aufstiegs, auf Ehren und Titel, konzentriert und sich daher von Gott abgewandt habe. Dieser spricht zum Volk: *Zu lieb war euch die Welt, was hilft euch Gut und Geld dieser Erde?* Dabei wird der Glaube immer streng individualisiert: Jeder Einzelne, jeder für sich, soll sich um sein Seelenheil bemühen und den irdischen Freuden entsagen – welche hiermit gemeint sind, wird nur beim Alkohol konkret benannt, ansonsten aber wohlweislich verschwiegen oder nur dunkel angedeutet, zumal wenn es um den Kampf gegen die Unzucht geht. In diesem Sinne wird jeder Christ davor gewarnt, sich allzu sehr der Welt zuzuwenden oder gar ihr zu verfallen, weil es eine wahre und ewige Freude nur sein kann, sich ganz unserem Herrn Gott und Jesus anzuvertrauen.

Hierbei werden der Glaube und die Welt immer als zwei getrennte gegensätzliche Lebensgebiete betrachtet, die nichts miteinander zu tun haben. Daher kommt seinerzeit auch niemand auf den Gedanken, die aktuelle politische Welt, den Krieg, anhand der biblischen Botschaft zu messen und kritisch zu beurteilen. Stattdessen soll alles unermessliche Leid, weil angeblich von Gott gewollt, hingenommen werden, wie es kommt, und dann bei Jesus Trost

gesucht werden. Demgemäß kommt auch niemand auf den Gedanken, dass die Kirche, als Großorganisation, eine gesellschaftliche und politische Verantwortung habe, und diese verfehlt wird, wenn ihre Pflicht nur darin besteht, die Trauernden zu trösten.

Das gehobene Bürgertum war tonangebend und begeistert für den Krieg, während sich die Arbeiter, Proletarier, weitgehend zurückhielten, wie später in der Revolution 1918/19 deutlich wurde. Dieses Problem wird im Sonntagsblatt nur angedeutet, wenn berichtet wird, die Kameraden *aus den Industriegebieten* hätten sich von Gott entfremdet. Die Landwirtschaft hatte ebenfalls ganz andere Probleme, zum Beispiel, wie in der drängenden Knappheit an Nahrungs- und Futtermitteln das Vieh zu versorgen sei. Für Brot und andere Grundnahrungsmittel von Amts wegen niedrige Höchstpreise festzulegen, war gut gemeint, führte aber dazu, dass der Handel zu diesem verlustreichen Geschäft wenig geneigt war.

Gelegentlich wird im Sonntagsblatt der Hoffnung Ausdruck gegeben, der Krieg möge dazu beitragen, das Volk zu einen, weil im Schützengraben alle Berufe und Stände gleichberechtigt nebeneinander vertreten waren. Die wilhelminische Gesellschaft war noch streng nach Ständen (Adel, gehobenes und einfaches Bürgertum, Handwerker, Arbeiter) gegliedert und abgeteilt, was erst in der Nazizeit eingeebnet wurde, als es nur noch Volksgenossen gab. Ebenso wird 1915/16 der Hoffnung Ausdruck gegeben, dass der Krieg alle deutschen Stämme und Bundesländer zu einem einzigen kraftvollen Volk vereinen möchten, wie denn im Schützengraben alle möglichen deutschen Mundarten zu hören waren.

Wie schon angedeutet, hatte die Evangelische Kirche ein eigenes Interesse am Krieg, weil gehofft wurde, dass in der Todesnot viele Menschen wieder zum Gebet und zu Gott zurückkehren würden, die vorher über die Religion gelacht oder sich für wissenschaftlich aufgeklärt gehalten hatten. Auf diese Weise könne der seit der Aufklärung und zumal seit Immanuel Kant (*Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft*, 1793/94) schwindende kirchliche Einfluss wieder wachsen und die Kirche im Kampf gegen die gottlose Moderne gestärkt werden. Daher wurde der Krieg als *Saatzeit für Gottes Reich* betrachtet, wie aus einem Artikel dieses Kirchenblatts vom 3. Januar 1915 hervorgeht. Diese unverhoffte günstige Gelegenheit galt es strategisch

auszunutzen, mit großem Fleiß kirchliche Schriften zu verbreiten und jeden Menschen anzusprechen, der sich jetzt, in dieser Situation, als ansprechbar erwies. Insofern wurde der Krieg als Möglichkeit, den geschwundenen eigenen kirchlichen Einfluss neu zu stärken, begrüßt. Ein zynischer Gedanke angesichts der unendlichen Leiden dieser Zeit.

Denn die evangelische ebenso wie die katholische Kirche hatten Ende des 19. und eingangs des 20. Jahrhunderts das strukturelle Problem, dass sich im Zuge der wissenschaftlichen Moderne immer mehr Menschen von Religion und Kirche abwandten. Sie glaubten ganz einfach nicht mehr, dass all unser Schicksal auf Gottes unerforschlichem Willen beruhe und dass nur der Glaube an Jesus Christus uns von unseren Sünden erlösen und zum Heil führen werde. Die Kirche verlor anscheinend unaufhaltsam ihr durch Jahrhunderte gehaltenes Monopol der moralischen Instanz und überhaupt der Sinnvermittlung menschlicher Existenz. Um diesen Schwund an Bedeutung rückgängig zu machen, wandte die Kirche für die beiden Geschlechter zwei unterschiedliche Strategien an.

Bei den Männern im Schützengraben ging es um die nur allzu begründete Angst vor dem Tod und daher auch die Angst, mit dem Tod ins Nichts zu fallen, anstatt der versprochenen ewigen Seligkeit teilhaftig zu werden. Diese Angst will die Kirche den Männern nehmen und sie in Bedrängnis neu hoffen lassen. Im Sonntagsblatt gibt es immer wieder rührselige Geschichten, wie der Feldpastor den vom Geschoss getroffenen Soldaten, der sein Ende nahe fühlt, in letzter Stunde zum Gebet und zu Gott führt.

Gegenüber den Frauen daheim gab es einen ganz anderen Ansatzpunkt der Kirche. Als das größte Problem des Volkes wurde neben der Trunksucht die Unzucht genannt. In einer leibfeindlichen Grundeinstellung wird immer vor vergänglichen irdischen Vergnügen gewarnt, diese werden aber nie konkret benannt, sondern nur dunkel angedeutet (*Du sehnst dich nicht nach Erdenfreuden, willst Weltlust gänzlich meiden ...*). Seinerzeit wurde von wissenschaftlicher Seite ernsthaft behauptet, dass es ein weibliches Begehren, eine Lust, überhaupt nicht gebe. Die heute selbstverständliche Tatsache auch weiblichen Begehrens war sogar vielen Frauen nicht bewusst, und wenn sie einmal außerhalb der Ehe vom Begehren überwältigt wurden, verfielen sie der familiären und gesellschaftlichen Ächtung, wie bei Theodor Fontane (*Effi Briest*, erschie-

nen 1896) nachzulesen. Dieses Problem eines verleugneten dunklen Begehrens verschlimmerte sich im Krieg, als die Ehemänner abwesend oder gefallen waren und es für die jungen Frauen schwierig wurde, einen Partner zu finden. Hier setzte die Kirche ein mit ihrer Predigt, dass für einen gottesfürchtigen Menschen die kurzfristigen und vergänglichen irdischen Freuden nichtig und belanglos seien und stattdessen nur die ewige Freude, sich Christus anheimzugeben, in Betracht komme. Dieses Bemühen der Kirche, einen starken Strom auf die eigenen Mühlen zu lenken, passte zu den damaligen strengen Moralvorstellungen des gehobenen Bürgertums, wo die gesamte Sexualität niemals Gesprächsthema sein durfte. Ebenso wie in einem Nonnenkloster wurde das unbekannte und ungeklärte dunkle Verlangen umgeleitet auf den Herrn Jesus Christus, um damit eine neue Macht der Kirche zu begründen.

In dieser evangelischen Wochenzeitung, dem Hannoverschen Sonntagsblatt, sind zahlreiche gemütvoll und gelegentlich etwas unbeholfen wirkende Gedichte veröffentlicht, die in lyrischem Pathos einen Einblick in die damalige Gefühlswelt und Motivation geben. Von Frankreich als dem Feind, den es zu besiegen gilt, ist merkwürdigerweise fast nie die Rede. Hass, Rachedurst und ähnliche niedere Gefühle fehlen ganz. Der Feind wird *zornlos totgestreckt*. Vielmehr werden die Franzosen voller Respekt als ebenbürtige Gegner betrachtet ähnlich wie bei Ernst Jünger (*In Stahlgewittern*), besonders im Tode, wenn der deutsche Geistliche dem sterbenden Franzosen mild über die Wange streicht.

Ganz im Vordergrund in der Würdigung des Krieges steht stattdessen die innere Erneuerung des deutschen Volkes, wenn es darum geht, das monatelange Ausharren im feuchten kalten Schützengraben, in jederzeitiger Lebensgefahr, als notwendig und sinnvoll darzustellen, jedenfalls nach Meinung der Leute im Binnenland, die in einer warmen Stube sitzen. Hier wird die merkwürdige Vorstellung von Gott als einem großen Pflüger entwickelt, der eine tiefe Pflugfurche durch den Acker ziehe und Männer aller Stände, vom Fürsten bis zum einfachen Bauersmann, hineinwirft, damit aus dieser Saat ein neues Deutschland entstehe. Deshalb müssen die Besten, die Idealisten, als Erste sterben, sich opfern oder geopfert werden, weil sie das beste Saatgut für die Wiedergeburt des Volkes abgeben.

Für einen heutigen außenstehenden Betrachter drängt sich der Gedanke auf, *Gott* sei eine Projektionsfläche für beliebige Inhalte und könne von je-

dermann für alles und jedes in Anspruch genommen werden, zumal für das politisch Gewollte. Die Evangelische Kirche hat aus heutiger Sicht seinerzeit im Ersten Weltkrieg als moralische Instanz versagt, weil sie kein Gegengewicht zum militaristischen Denken gebildet und sich stattdessen in der lyrischen Verklärung des massenhaften Tötens und Sterbens geübt hat. Sie war keine Mahnerin, sondern hat den Heldentod in den Himmel gehoben und als Eintrittskarte zur ewigen Seligkeit erscheinen lassen. Damals wie heute war die Evangelische Kirche anders als die katholische eher bestrebt, dem Zeitgeist zu folgen, statt ihn zu prägen, und sich an die jeweilige weltliche Regierung anzuschmiegen. Die fatale enge Bindung der Kirche an den Staat war auch deswegen vorgegeben, weil der Staat bis 1919 in den Konsistorien die Aufsicht über die evangelische Kirche führte.

Die beiden Jahrgänge 1915 und 1916 des Hannoverschen Sonntagsblatts sind in einem dickleibigen Buch zusammen eingebunden und umfassen zusammen 1.162 Zeitungsseiten. Es war nicht leicht, hieraus entsprechend zeitgeschichtlicher Relevanz eine Auswahl zu treffen. Berücksichtigt wurden vor allem Beiträge, die einen authentischen Einblick in die damalige Mentalität und zumal in die evangelisch-kirchliche Einstellung gegenüber dem Krieg dokumentieren. Diese Auszüge werden hier nachfolgend wörtlich und ohne Kommentar als geschichtliche Quelle wiedergegeben, natürlich unverändert und ohne sie etwa an eine heutige politische Korrektheit anzupassen. Dabei wird in Kauf genommen, dass einzelne Passagen heute als unerträglich empfunden werden.

Vonseiten der heutigen Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) wird inzwischen, eher zögerlich, festgestellt: *Auch die Kirchen haben Schuld auf sich geladen und sich vom Kriegstaumel mitreißen lassen. Mehr denn je brauchen wir die Friedensbotschaft des Evangeliums für ein friedliches Miteinander in Europa und der ganzen Welt.*

- Die Lektüre der Zeitungen aus wilhelminischer Zeit erlaubt gleichzeitig einen distanzierenden Blick auf die heutigen Maßstäbe dessen, was für das Leben des einzelnen Menschen sowie für Politik und Gesellschaft insgesamt als Grundlage eines verantwortlichen Handelns und eines gelungenen Lebens zu betrachten ist. Im Laufe eines

Jahrhunderts, in der Kulturgeschichte einer relativ kurzen Zeit, haben sich diese Maßstäbe nicht nur vollständig verändert, sondern häufig ins Gegenteil verkehrt. Die heute als gemeingültig betrachteten Werte sind mithin genau genommen ebenso nur zeitbedingt wie die damaligen.

Die beiden Zeitungsbände werden im Archiv des Verlags Frank & Timme verwahrt und sind dort der zeitgeschichtlichen Forschung zugänglich.

Cuxhaven, im Januar 2024

Ulfried Weißer

Auszüge aus dem Hannoverschen Sonntagsblatt

Zum neuen Jahre.

Hannoversches Sonntagsblatt vom 3. Januar 1915

Gott mit uns. Dieses Wort von 1813, das uns 1914 begleitet hat, leuchte auch 1915 über uns! Wie es am Völkerschlachtdenkmal in Leipzig steht, so hat es über uns gestanden am Tage von Tannenberg und an manchen anderen heißen Tagen. Nie, selbst die Jahrhundertwende nicht, hat unser Geschlecht so bewegt wie diese Wende der Zeiten, die uns beim Jahreswechsel in ihrer ganzen Wucht bewußt wird. Aber vor der Frage an Gott: Gehörst du uns an? steht Gottes Frage an uns: Gehört ihr Mir an? Wir lassen sie im Angesicht des ewigen Gottes uns groß werden, fragen ihn ernstlich: Gehören wir Dir an? Unser Leben im neuen Jahre gebe Gott die Antwort mit der Tat. Das sei unser Gelübde zu Anfang des neuen Jahres! Dann wird Gott mit uns sein. Gott, der über den Völkern thront, ist mit jedem, der mit ihm ist. Er sei mit unserem Volke, er sei auch mit den Lesern des Sonntagsblattes und dem Blatte selbst, daß es allezeit das rechte Wort finde und nichts sage, was wider Gottes Gesetz und das Evangelium ist. Durch treuliche Fürbitte können die Leser auch dazu mithelfen. – Wie es auch kommen mag, wir wissen: Gottes guter, gnädiger, heiliger Wille geschieht. Ihm ergeben wir uns und sprechen: „Führ du uns durch die Zeiten und mache fest das Herz.“